

(Nachdruck verboten.)

401

Esther Waters.

Roman von George Moore.

„Nein; nächsten Sonntag gehe ich nach Dulwich, mein Kind besuchen,“ bekam Fred von Esther zur Antwort.

„Können Sie nicht nach der Bibelstunde dorthin gehen?“

„Nein, denn ich kann nicht vor- und nachmittags ausgehen.“

„Darf ich Sie begleiten?“

„Wohin? Nach Dulwich?“

„Ja. Bis Sie gehen, ist unsre Bibelstunde zu Ende; ich könnte Sie an der Station treffen.“

„Wenn Sie wollen!“

Während sie zusammen heimgingen, erzählte Esther Fred die Geschichte ihres Unglücks. Er bezeugte das tiefste Interesse und viel Mitgefühl für sie.

„Ich liebe Sie, Esther. Es ist nicht schwer, denen zu vergeben, die wir lieben!“ sagte er.

„Sie sind sehr gut; ich hätte nie geglaubt, daß es so gute Männer geben könnte.“

Sie stand da, ihre Hand lag schon auf der Thürklinke, sie blickte in sein Gesicht, und in diesem Augenblick hatte sie beinahe das Gefühl, ihn zu lieben.

XXIV.

Mrs. Humphreys, eine ältliche Frau, die zwei Häuser weiter in derselben Straße die Wirtschaft eines Junggesellen führte, besuchte Esther mitunter zur Theestunde und begann bald von Fred zu sprechen und ihn einen sehr netten jungen Mann zu nennen, der wohl im Stande wäre, eine Frau glücklich zu machen. Esther hörte sie ruhig an, ging dabei in der Küche hin und her, antwortete aber kaum mit einer Silbe. — Möglicherweise erzählte sie Mrs. Humphreys eines Tages, daß Fred sie nach Dulwich begleitet habe und daß er und Fannies einander riesig gefallen hätten.

„Ach was,“ schrieb die würdige Dame, „na, es ist ja nett, zu hören, daß diese frommen Menschen nicht ganz so hartherzig sind, wie man meistens glaubt.“

Mrs. Humphreys war der Meinung, daß Esther von nun an beginnen sollte, sich Fannies Tante zu nennen.

„Es glaubt's ja allerdings keiner,“ sagte sie, „aber es klingt doch reputierlicher, und ich glaube, Mr. Parsons würde das als eine persönliche Aufmerksamkeit gegen ihn ansehen.“

Esther gab keine Antwort darauf, aber sie mußte noch viel über diese Worte nachdenken. Vielleicht wäre es in der That besser, wenn Fannies sie nicht mehr „Mütterchen“ nannte, sondern statt dessen „Tante“.

Aber nein, nein, sie hätte das nicht ertragen können. Wenn Fred sie haben wollte, mußte er sie ganz so nehmen, wie sie war, oder gar nicht.

Sie kamen jetzt sehr gut miteinander aus, und er verdiente schönes Geld, dreißig Schilling die Woche. Sie war achtundzwanzig Jahre alt; wenn sie überhaupt heiraten wollte, begann es die höchste Zeit zu werden.

Eines Tages bat Fred sie, mit ihm hinauszufahren nach Kent, um sie seinen Eltern vorzustellen.

Es war dies im Oktober, und während der Zug langsam aus der Station herausdampfte, sagte sie:

„Wie wird bloß die liebe, gute Seele dort später ohne mich fertig werden?“

„O bitte, und wie soll ich ohne Dich fertig werden?“

Esther lachte.

„Ach, ein Mann! Der vergißt sein liebes Ich niemals!“

„Aber meine Alten werden doch wissen wollen, wann es nun sein wird; was soll ich ihnen denn sagen?“

„Ueber ein Jahr von jetzt; das ist früh genug. Wer weiß, ob Du mich dann überhaupt noch wirst haben wollen!“

„Sagen wir doch nächstes Frühjahr, Esther!“

Der Zug hielt.

„Da ist Vater; er ist mit dem Wagen gekommen. Vater!“ rief er. „Er hört uns nicht,“ sagte er zu Esther, „er ist in der letzten Zeit ein bißchen schwerhörig geworden. Vater!“ rief er noch einmal.

„Ah ha; da seid Ihr ja endlich; der Zug hat wohl Verspätung gehabt?“

„Dies ist Esther, Vater.“

Sie sollten den Tag im Hause von Freds Eltern verbringen, und Esther war schon neugierig, wie es dort aussehen würde. Sie sollte Freds Schwestern und auch seine Brüder kennen lernen. Diese aber interessierten sie weniger; sie mußte bloß an seine Mutter denken. Fred hatte seiner Mutter viel von Esther erzählt. Als sie von Fannies Existenz gehört hatte, war sie zuerst natürlich sehr traurig gewesen; aber als sie Esthers ganze Geschichte vernommen hatte, hatte sie gesagt:

„Wir sind alle der Versuchung ausgesetzt, und wenn Deine Esther wirklich bereit und Gott um Vergebung gebeten hat, so müssen auch wir ihr vergeben.“

Trotzdem aber war Esther nicht ganz ruhig und bedauerte fast, daß sie eingewilligt hatte, sich Freds Familie vorstellen zu lassen, bevor sie seine Frau geworden war; nun aber war's zu spät, daran zu denken; das war schon das kleine, alte Haus. Fred wies mit dem Finger darauf, und die alte, graue Mähre, die den Stall witterte, trabte vergnügt den Hügel hinauf. Vor einem niederen Gartenzaun machten sie Halt. Herbstrosen standen steif und halb verdorrt da in dem kleinen Garten, und die eine Seite des Hauses war von einer hellfarbigen Säulungspflanze so überwuchert, daß es fast aussah, als wäre das Haus in einen karmesinroten Mantel gehüllt. Der alte Vater führte Pferd und Wagen in den Stall hinein, und Fred und Esther gingen den Wein, mit roten Ziegelsteinen ausgelegten Gartenweg zum Hause hinauf und traten ein. Während sie durch die Küche gingen, stellte Fred Esther seinen beiden Schwestern, Mary und Lily, vor. Beide waren beim Kochen beschäftigt.

„Mutter ist in der guten Stube,“ sagte Mary, „sie erwartet Euch schon.“

Am Fenster in einem breiten hölzernen Lehnstuhl saß eine große, etwa sechzigjährige Frau in schwarzem Kleide. Zu beiden Seiten ihres hageren, weißen Gesichts hingen ihr zwei Korkzieherlocken herab, die ihr auf den ersten Blick ein etwas komisches Aussehen verliehen, aber als sie sich nun erhob und ihrem Sohne mit ausgestreckten Händen entgegenkam, um ihn zu begrüßen, da sah sie nichts weniger als komisch oder lächerlich aus, denn ihr ganzes Gesicht strahlte vor Freude, und ihr Willkommenruß klang wie ein Segenswunsch.

„Ah, mein lieber Fred, wie geht es Dir? Ich freue mich sehr, Dich zu sehen. Das ist schön von Dir, daß Du zu uns herauskommst. Komm, setz Dich hierher!“

„Mutter, dies ist Esther!“

„Guten Tag, Esther — und wie geht es Dir? Auch von Dir ist es lieb und freundlich, hierher zu kommen; ich freue mich sehr, Dich zu sehen. Komm, lege Deine Sachen ab, mein Kind, und setz Dich hierher zu mir!“

Sie bestand darauf, Esther selbst Hut und Mantel abzunehmen, legte die Sachen aufs Sofa und holte eigenhändig Stühle für beide herbei.

„Kommt, setzt Euch und erzählt mir etwas! Ich komme ja nicht mehr viel heraus, aber ich habe meine Kinder gerne um mich. Hierher setz Dich, Esther.“

Dann wandte sie sich zu ihrem Sohne.

„Nun erzähle mir, Fred, wie es Dir die ganze Zeit über gegangen ist! Wohnst Du immer noch in Sadney?“

„Zawohl, Mutter; aber wenn wir verheiratet sind, wollen wir uns in Mortlake ein Häuschen mieten. Dort wird es Esther besser gefallen als in Sadney, es ist dort hübscher und ländlicher.“

„Ah, und Du liebst das Ländliche wohl auch immer noch? Mortlake liegt am Fluß, nicht wahr? Würde es Euch dort nicht zu feucht sein?“

„Ich glaube nicht, Mutter, und die Häuschen dort sind sehr niedlich. Ich glaube, es wird uns in Mortlake gefallen. Ich habe auch viele Bekannte dort, mehr als fünfzig, die jeden Sonntag zusammenkommen. Auch in politischer Hinsicht ist dort viel zu thun. Ich weiß, Mutter, Du liebst die Politik nicht, aber wir Männer müssen uns damit abgeben; die Zeiten sind derart, daß jeder Mann thun muß, was er kann.“

„Mein Sohn! Solange wir Gott in unserm Herzen tragen, ist alles, was wir thun, wohlgethan. Aber Ihr habt eine lange Fahrt hinter Euch; Ihr müßt eine Erfrischung ge-

kommen. Mein lieber Junge, bitte, klopf doch mal an jene Thür! Deine Schwester Klara ist dort drinnen und zieht sich an; sage ihr, sie möchte sich beeilen."

"Ich komme schon, Mutter!" rief eine Stimme hinter der Thür, und gleich darauf trat eine Person von etwa dreißig Jahren ins Zimmer. Sie war hübscher als die andern Schwestern und modischer gekleidet. Auch die Art und Weise, wie sie ihren Bruder küßte und Esther die Hand reichte, bezeugte, daß sie in der großen Welt lebte. Klara war Directrice in einem großen Pukwarengeschäft in London. Den Sonnabendnachmittag und den Sonntag verbrachte sie stets zu Hause. Heute war sie etwas früher nach Hause gekommen als sonst.

Mrs. Parsons bot den Besuchern ein Glas Johannisbeerwein an, und Lily brachte eine Flasche davon sowie Gläser zusammen auf einem Tablett herein. Klara fragte:

"Wann wird heute das Mittagessen fertig sein?"

Mary sagte, sie müßte noch ein wenig warten. Lily aber flüsterte ihr zu:

"In einer kleinen halben Stunde."

Nachmittags meinte der alte Vater, daß sie im Obstgarten weiter arbeiten müßten. Esther bot vergnügt ihre Hilfe an; aber als sie eben dabei war, den andern aus dem Zimmer hinaus zu folgen, hielt die alte Mutter sie zurück.

"Willst Du nicht ein paar Minuten bei mir bleiben, mein Kind? Es dauert nicht lange." Und sie zog einen Stuhl heran, und Esther mußte sich an ihrer Seite niedersetzen. "Ich werde Dich vielleicht eine lange Zeit nicht wiedersehen, ja vielleicht niemals, denn ich bin eine alte Frau, und jeden Augenblick kann es Gott gefallen, mich zu sich zu rufen. Darum wollte ich Dir sagen, mein liebes Kind, daß ich das vollste Vertrauen zu Dir habe. Du wirst meinem Fred eine gute Frau sein, davon bin ich überzeugt, und Fred wird Deinem Kinde ein guter Vater sein; und wenn Gott Euch mit noch mehr Kindern segnen sollte, so wird er Dein erstgeborenes sicherlich niemals weniger gut behandeln, als die andern. Das hat er mir gesagt, und Fred ist ein Mann, der sein Wort hält. Du bist der Versuchung und der Sünde unterlegen, aber Du hast es bereut. Wir sind alle der Versuchung preisgegeben, und wir müssen unablässig zu Gott beten, daß er uns führe und leite, damit wir nicht straucheln."

"Ich bin sehr zu tadeln, o, ich weiß es, aber —"

"Wir wollen jetzt nicht mehr darüber sprechen; wir sind alle Sünder, selbst die besten unter uns. Du wirst die Frau meines Sohnes werden, darum bist Du jetzt schon meine Tochter und mußt dies Haus als Dein Heim betrachten und so oft hierher kommen, wie es nur irgend geht. Ich hoffe, daß das sehr oft sein wird; ich habe meine Kinder gern um mich; und ich selbst kann nicht mehr viel hinausgehen, also müßt Ihr schon zu mir kommen. Es ist sehr traurig für mich, daß ich nicht mehr zur Bibelstunde gehen kann. Seit letzten Weihnachten bin ich nicht mehr dort gewesen; aber vom Küchenfenster aus kann ich die andern alle hingehen sehen und kann auch sehen, wie glücklich sie aussehen, wenn sie zurückkommen. Man sieht es ihnen dann so recht an, daß sie bei unserm Gott gewesen sind. Die Heilsarmee kommt auch mitunter hier vorüber. Dann bleiben sie drüben auf dem Feldwege stehen und singen; ich kann die Worte nicht hören, die sie singen, aber ich sehe es ihren Gesichtern deutlich an, daß sie mit unserm Gott zusammen waren. So, nun habe ich Dir alles gesagt, was ich auf dem Herzen hatte, und nun lauf zu Fred hinaus, er wartet schon auf Dich."

Esther küßte die alte Frau herzlich und ging in den Obstgarten hinaus zu Fred; dieser stand auf einer Leiter und schüttelte die Zweige der Bäume; aber als er Esther sah, kam er herunter, und sein Bruder Harry ging nun an seiner Stelle hinaus. Esther und Fred füllten zusammen einen Korb mit Äpfeln, dann aber, wie von einem gemeinsamen Impulse getrieben, wanderten sie Hand in Hand durch den Garten und blieben auf der kleinen hölzernen Brücke stehen. Sie sprachen wenig, Worte schienen zwischen ihnen nicht nötig zu sein. Sie waren beide glücklich, so zusammen zu sein. Sie hörten das Wasser unter ihren Füßen plätschern, und von weitem hörten sie das dumpfe Geräusch der zu Boden fallenden Äpfel. Ein leichter Wind fuhr durch die Kronen der Bäume, und weiße Blätter flogen in Mengen herab. Die Stimmen der Obstfammerl erklangen laut in der Stille der abendlichen Dämmerung; sie riefen einander zu, daß ihre Körbe nun voll wären. Dann kamen sie auch auf die kleine Brücke zu dem Brautpaar heran, und alle zusammen blieben noch einen Augenblick dort stehen, um den vollen, roten Mond zu be-

wundern, der jenseits der Hügel langsam heraufgezogen kam und an dem dunklen, bleifarbenen Himmel stehen blieb.

Als sie ins Haus zurückkamen, sahen sie den alten Farmer, der ganz heimlich vor ihnen dorthin zurückgekehrt war. Er saß neben seiner Frau, hielt ihre Hand in der seinen und streichelte sie in einer rührenden, zärtlich altmodischen Weise. Die ganze Haltung des greisen Ehepaares drückte einen so beseligenden Frieden, ein so vollkommenes Glück aus, daß das Bild sich tief in Esthers Seele eingrub und sie zeitlebens nicht wieder verließ. Es wollte ihr scheinen, als hätte sie noch nie zuvor etwas so Schönes gesehen! — So hatten die beiden Leute vor vierzig Jahren zusammengesessen, und so würde es zwischen ihnen bleiben bis an ihr Ende.

Unwillkürlich mußte sie denken, ob wohl in vierzig Jahren von heute Fred auch so neben ihr sitzen würde?!

Als sie fort mußten, zündete der alte Vater eine Laterne an und ging selbst nach dem Stall, um Pferd und Wagen herauszuholen. Dann fuhren sie zusammen dahin über das jetzt in abendlicher Dunkelheit daliegende Land, an den vereinzelten Lichtern des Dorfes vorüber. Ein Bauer kam ihnen aus der Dunkelheit so lautlos entgegen wie ein Geist. Er trat zur Seite und rief: „Gute Nacht!“

Der alte Vater brummte nur eine Erwiderung, Fred aber rief in hellem, freudigem Tone zurück:

„Gute Nacht!“

Noch nie zuvor hatte Esther einen so langen, schönen Tag erlebt; einen Tag, in dem so alles und alles in vollster Harmonie mit ihren Principien und ihrem Charakter gewesen war. Und das alles zusammen diente dazu, eine seltsame Bewegung in ihrer Seele hervorzurufen, und freundlicher, zärtlicher als je zuvor horchte sie auf Freds Liebesworte. —

Der Zug raste dahin, zuerst durch Feld und Thal, dann durch Vorstädte, dann über eiserne Brücken, tiefliegende Straßen und an endlosen Lichtreihen vorüber. —

(Fortsetzung folgt.)

Ein „hakatistischer“ Roman?

Der ihrem großpreussisch angehauchten Soldatenroman „Die Wacht am Rhein“ allzu reichlich von der bürgerlichen Kritik gestreute Lorbeer hat Klara Wiebig nicht mehr schlafen lassen. Hatte sie dort das stetige Hineinwachsen der rheinischen Bevölkerung in das 1870/71 „geeinte“ All-Deutschland auf einer Art kultureller Basis zu schildern versucht, so sehen wir die Schriftstellerin im neuesten Werke ihrer kräftigen Feder: „Das schlafende Heer“*) auf ähnlichen Bahnen wandeln. Der befestigte Ruf einer unserer bewährtesten Heimatsdichterinnen genügt Frau Wiebig nicht. Sie strebte im Gefühl reicherer Gebefräule weg von den Bezirken der rauhen Eifelberge, um neues Land zu suchen. Nach dem Osten, dorthin, wo die preussische Polenpolitik hakatistischer Observanz ihren Hegenabbath feiert, äugte ihr Blick. Da winkte brachliegender Acker. Da harrten eines Epiters größeren Stils würdige Probleme, die, mit schöpferischem Sinne aufzufangen und künstlerisch zu gestalten sehr wohl reizen konnten und um ihrer Aktualität willen gleichzeitig auch die Aussichten auf neuen schriftstellerischen Ruhm zu vermehren geeignet schienen. So unternahm es denn Klara Wiebig, jene so wohl antipreussischen als antipolnischen Kräfte und Strömungen, die besonders in der Provinz Posen gerade jetzt im Werke wären, das „geeinte“ Volk zu „trennen“, durch einen Roman aufzuzeigen. Es läßt sich nicht leugnen: sensationellen Stoff gab es da genug, wie ja der „Fall“ Willisch, die Androhung einer Gewaltpolitik im preussischen Herrenhause und leththm der Major Endell-Prozess zur Genüge lehrten.

Wer nun vermeinte, im Wiebigischen Roman diesen angebotenen „Kräften“ und „Strömungen“ zu begegnen, würde aber doch sehr im Irrtum sein. Den strittigen Kernfragen der reaktionären preussischen „Kolonisations“-Politik im polnischen Osten ist Klara Wiebig aus dem Wege gegangen. Sie begnügte sich mit dem Anschneiden des Rassen-Problems, insoweit die Verschiedenheit der Sprache, der Konfession sowie mancherlei oberflächliche Volksanschauungen in Frage kommen, ohne indessen die ursächlichen Zusammenhänge oder das innerliche Wesen des Polen- und Deutschtums aus der Tiefe her aufzuhellen. Farbzig — das soll nicht bestritten werden — ist das gegebene Bild trotz alledem. Die Verfasserin hat sich mit Liebe und Eifer dem Studium von Posens Land und Leuten hingegeben. Zudem verfügt sie über erstaunliche suggestible Schilderungsgabe und Dialektik, so daß es ihr wohl gelang, alle dem Schauplay jener aufgeworfenen Vorgänge fernstehenden Leserkreise für sich einzunehmen. Auch die Kunst äußerster geschichteten Lawierens zwischen gefährlichen Angriffspunkten sei ihr zugesprochen.

*) Egon Fleischel u. Co. Berlin. Preis 6 M.

Sich selber möglichst zu „objektivieren“, so zwar, daß auf den ersten Blick alle persönliche Parteinahme verschleiert bleibt, das ist Klara Wiebig ebenfalls gelungen. So dürfte denn oberflächliche Kritik leicht geneigt scheinen, in diesem Buche auch wieder die Darstellung eines „Kulturbildes“ zu erblicken. Dazu fehlen doch aber die hauptsächlichsten Vorbedingungen. Gewiß, der Leser macht Bekanntschaft mit einer bunten Reihe lebensvoller Gestalten, als da sind: deutsche und polnische Großgrundbesitzer, Ansiedler und Landarbeiter, Beamte und Geistliche, Töchter und Frauen, so daß er meinen könnte, das „ganzg“ Volk in seiner Vielgestaltigkeit, in seinen gemeinsamen und seinen widersprechenden Interessen zu sehen.

Ein Blick auf die „Handlungen“, in die jene Personen verstrickt wurden, lehrt aber erkennen, daß die ersteren doch zu unbedeutend erscheinen, um auf den Namen eines kulturellen Spiegelbildes Anspruch erheben zu können. Was geht denn vor? Da sind zwei deutsche Rittergutsbesitzer. In dem einen — Kestner aus Prahborowo — wird ein in politisch gleichmütiger, um nicht zu sagen indifferentere Landwirt gezeichnet, dem lediglich am eignen Wohlstande gelegen ist und der in der Besorgung guter oder schlechter Ernten schließlich darauf baut, daß ihm, wenn's dann nicht mehr geht, dem Boden weitere Erträge abzugewinnen, die Landeskommission sein Gut abkauft. Er ist ein realer Praktiker. Die Polenpolitik läßt ihn kalt. Er lebt mit den polnischen wie deutschen Nachbarn in friedlichem, wenn auch scheußlichem Einvernehmen. Der andre — Baron v. Dolechal auf Niemczyce-Deutschau — ist das gerade Gegenteil: Großdeutscher, enragierter Patriot hatatistischer Färbung, ist sein einziges Sinnen und Trachten auf die Germanisierung der Polen gerichtet. Er will sie dem Schnapsgenuss entwöhnen und sie nicht bloß zu besserer Existenz, sondern auch zu deutscher Sitte, Sprache und Denkweise heranziehen. Wäre er nur nicht eine so hypersensible, berweichtliche, empfindsame Kreatur. Aber da sitzt das Uebel. Er will überall kolonisieren, verstrickt sich mit den Nachbarn wie mit sich selbst in allerhand Fährlichkeiten, macht eine ganze Stala unnötiger Leiden durch, bis er sich, von allen als „Aneiser“ geschnitten, als aussichtsloser Reichstags-Kandidat aus Verzweiflung über seine Deutschthums-Verfolgungen eine blaue Bohne ins Hirn schießt. Geschieht ihm ganz recht. Deladente Schwächlinge und Schwärmer müssen zu Grunde gehen. Als dritte kommt eine Kolonistenfamilie aus Rheinland in Betracht. Man quält sich ein, zwei Jahre mit dem wenig ergiebigen Boden ab. Man verzehrt sich in Sehnsucht nach der schönen Heimat, weil die deutsche Art mit der polnischen nimmer verschmelzbar! Der Sohn ist zwar schon anpassungsfähiger, er heiratet eine Polin, die er jedoch bald auf konspirationsförmigen Wegen wie bei Untreue erkennt und die ihm dann wegläuft. Eines Tages ist der die lieblose Frau Suchende auf Kimmertwiederfinden verschunden. Im Moor fand er — zufällig oder gewaltiam, wer kann's sagen — den Tod. Die Eltern verkaufen und ziehen wieder der Heimat zu. Den Deutschen stellt Klara Wiebig ein überwältigendes Polentum gegenüber. Da ist ein Wikar, besetzt vom ganzen Fanatismus für sein Volk wie für die Hoffnung auf den einstigen Sieg des weißen Adlers. Er hat die Gläubigen in seiner Gewalt. Seine Agitation gegen die Deutschen fällt stets auf guten Boden. Da ist der polnische Großgrundbesitzer v. Garszynski auf der Herrschaft Chwaliborzecze, zwar ein echter Edelmann, aber doch auch ein pfiffiger Zweifelseelenmensch, der den deutschen Landrat in der Tarnung hat, sogar Reichstags-Abgeordneter wird und weiter die sichere Gewährung besitzt, daß ihm sein Gut von der Ansiedelungskommission behufs Parzellierungszwecken abgekauft werden dürfte. Frau und heranwachsende Tochter nebst dem polnischen Inspektor nehmen's in puncto „Moral“ nicht gar genau und scheinen das Schlagwort von der „polnischen Wirtschaft“ zu illustrieren.

Ein alter Schäfer bildet gewissermaßen die lebendige Tradition des Polentums. In seinem Gedächtnis haften allerlei legendäre und historische Erinnerungen an Polens ehemalige Macht und Herrlichkeit. Prophetenhaft ist sein Ansehen beim Landvolke. Einst, so verkündet er, muß der weiße Adler über die deutschen Hunde fliegen. „Freude dich, Land, mit deinem Bogen des Storns, mit deinen blindenden Sennen! Freut euch, ihr Männer, freut euch, ihr Weiber! Ihr Kinder des großen Polen, freut euch!“ Ist ein Verg auf Baron Dolechals Grund, Lysa-Gora geheissen. Dadrinnen schlafen, nach polnischem Glauben, dreinhunderttausend gewaffnete Krieger. Einst werden ihre Waffen klirren. Dann wachen sie auf und entsteigen dem Berge, um Land und Volk von allen Feinden Polens zu säubern. . . . Wie ein mythisches Wahrzeichen spukt der Lysa Gora durch alle Handlungen des Romans. Dorthin zog's Dolechal; ihn sieht er gespenstlich gleich einem Verhängnis auftragen; auf seiner Höhe erdriecht er sich. Damit soll doch angedeutet sein, daß Dolechal am Polenvolke zu Grunde ging? Es scheint so. Denn auch Peter Bräuer, der rheinische Kolonistensohn, der damals im Luch verschwand, wurde ja ein Opfer seiner Polinnenliebe. Ziel er vielleicht durch einen Mordanschlag? Klara Wiebig überläßt diese Deutung dem Leser. Auf wessen Seite sie also steht, dürfte unschwer zu erraten sein. Polnisch' Volk hat ihre Sympathie nicht. Es mißte denn weniger unerfreuliche Charakterzüge tragen, als ihm die Verfasserin zumutete. Schnapsbrüderliche Verkommenheit, List und Lüge, lästerliches Geschimpf und Gesluche, ekelhafte Unsauberkeit haben, wenn Frau Wiebigs Milieu- und Wesenszeichnung als richtig hingegenommen wird, alle Vertreter der polnischen Nation an sich. Des Guten und Edelmütigen verblieb so wenig, daß es verschwindet. Wohin hat sich da die „Objektivität“ der Epikerin verflüchtigt?

Aber es sind auch sonst noch der Unwahrscheinlichkeiten viele. Zu viel aufgetragen, ja unglauwürdig scheinen die Szenen, wo die Verfasserin schildert, wie die Gutsleute zu nächstlicher Stunde einen Sturm auf Dolechals Herrenhaus versuchen, wie eine Rotte, ebenfalls nachts, den Baron auf der Heimkehr von einer Wählerversammlung durchspritzt, wie sie den Laden des Krämerjuden pflündern. Niemand zeigt sich ein „behelmler Vertreter des Gesetzes“, der doch sonst immer gleich zur Stelle zu sein pflegt. Dieviel mehr erst, wenn es sich um „groben Unfug“, um „Aufruhr“ handelt? Ist es ferner denkbar, daß ein preußischer Landrat, als exekutives Organ der Regierung, ungestraft so offensichtlich Polenfreundlichkeit an den Tag legt, wie dieser da? Kurz, es ließen sich leicht noch andre Verzeichnungen nachweisen, aus denen hervorginge, daß das Wiebigische „Kulturbild“ vom Osten in einem Verrierpiegel aufgefangen wurde. Deswegenachtet besitzt der Roman doch auch unbestreitbare Vorzüge. Alles ist, bei perspektivistischer Mannlichkeit, mit realistischer Kraft gestaltet und voll dichterscher, wenn auch schwer atmender Stimmung: — So etwas wie „Erdgeruch“ entströmt dem Ganzen. Desgleichen entspricht es nur der „poetischen Gerechtigkeit“, wenn Klara Wiebig ihr Opus mit der zuversichtlichen Hoffnung auf das Erwachen einer neuen Ära des Deutschthums, welche die Sünden der Väter wieder gut zu machen, dem Land und dem Volke Glück und Frieden zurückzugeben berufen sein werde, frohgemut beendet. Ob diese Hoffnung durch die zur Zeit offenbar unumkehrlich herrschenden fatalistischen Nachfaktoren nicht doch kläglich vereitelt wird, dürfte die Zukunft lehren. — Ernst Krewski.

Kleines feuilleton.

sm. Der kriegerische Mut. Wenn die Völker „weit hinten“ aufeinander schlagen, dann pflegen fixe Berichterstatter dem Mangel an sicheren Nachrichten durch starke Anspannung ihrer regen Phantasie abzuwehnen. Grandiose Schlachtgemälde entrollen sie vor den Augen der erstaunten und zum angenehmen Gruseln aufgestachelten Leser, von Heldenthaten wissen sie zu singen und zu sagen, die, wenn sie nicht gethan sind, doch gethan sein könnten. Das Geverbe nährt seinen Mann und ist nicht eben schwer, denn alles kann nach Schema F gearbeitet werden und man kann alte Cliches sonders Zahl verwenden. Am dankbarsten sind die Leser immer für die passende Schilderung kriegerischer Heldenthaten derjenigen Partei, der jeweilig die allgemeinen Sympathien zugewandt sind. Kriegerische Heldenthaten, kriegerischer Mut — wir lernten es ja alle schon in der Schule, dies seien die edelsten Blüten des tollen Würgens, um sie ersprießen zu lassen, sei der Krieg als ein bedeutames Glied der göttlichen Weltordnung eingefügt worden. Die Schulmeister, denen von einer hohen Behörde zum mehreren Ruhme des Militarismus derartige blutrünstige Aufsatzthemen anbefohlen sind, scheinen mir selbst daran zu glauben und feiern mit dem Brusttone der Ueberzeugung die phrasenreichen Schilleritate jahraus jahrein ihren Jünglingen vor. Sachkennner sind skeptischer. Marschall Villars, der im Dienste des französischen Sonnenkönigs wahrlich genug Gelegenheit hatte, den Krieg kennen zu lernen, hatte seine eignen Gedanken über den „kriegerischen Mut“ und sagte: „Man sagt, jeder Mensch sei tapfer, aber wenn es an Kopf und Kragen geht, dann merkt man nur nichts davon!“ Und mehr als ein moderner Offizier glaubt nicht daran, daß man im Zeitalter der Magazingewehre und des rauchlosen Pulvers eine lang aneinandergezogene Schützenlinie im feindlichen Feuer zum Aufstehen und Vorwärtsstürmen bringen könne. Der „Ernstfall“ ist doch ein wenig anders, als ihn sich der Bürger beim Zeitungslesen am behaglichen Frühstücksstisch auszumalen pflegt, und alle wahrheitsliebenden Feldzugsteilnehmer berichten uns übereinstimmend, daß der Mut und die Zuverlässigkeit des Durchschnittsoldaten im Kriege recht weit hinter den Illusionen bleibe, die man geflüstertlich wachzurufen bemüht ist.

Uebrigens war in den Kriegen der Neuzeit, über die wir genaue statistische Nachweise besitzen, für die Teilnehmer die Gefahr, ein Opfer der Ueberanstrengungen und der Krankheiten zu werden, stets vielfach größer, als die Wahrscheinlichkeit, von einer feindlichen Kugel zu fallen. „Süß und ehrenvoll ist der Tod fürs Vaterland,“ sagt ein lateinischer Spruch: es erscheint indessen sehr zweifelhaft, ob ein Typhusanfall für einen Krieger angenehmer ist als für einen Civilisten, oder ob dem Tode zwischen Cholerafranken in einem primitiven Feldlazarett irgend welche Süßigkeit innewohnt. Einmal muß jeder Mensch sterben, und mandem mag es gleich sein, wo und wie der Tod ihn ereilt; aber die meisten pflegen einen andern dem an einer Krankheit im Felde vorzuziehen.

Lacombe, der ein gutes Buch über die Psychologie des Krieges geschrieben hat, unterscheidet beim Kampfe mit modernen Feuerwaffen drei Phasen: den Fernfeuerkampf, den Bajonettangriff und den zwischen beiden liegenden Zeitraum. Dieser erscheint als der wichtigste und über ihn sagt der Autor: wenn das Feuer des Segners wenig wirksam ist und der Soldat einige Dedung hat, dann pflegt er fortwährend zu schießen und ist nur schwer hervorzubringen; ist er dagegen dem feindlichen Feuer ausgesetzt, dann ist er schwer zu halten und späht nach einer Gelegenheit zum Fliehen aus, nach hinten oder — nach vorne! Um die Gefahr aus der Welt zu schaffen, muß er den Feind aus der Welt schaffen. Und häufig weicht dieser vor einem heftigen Ansturm zurück, ohne daß eine zwingende Notwendigkeit für ihn vorläge. Die Furcht vor Vernichtung wirkt im Kriege oft-

malz genau so wie die Vernichtung selbst. Ardant du Picq sagt in seinen Studien über den Kampf: „Gegen Eisen und Blei hat sich der moderne Mensch nicht mehr in der Gewalt. Der Selbsterhaltungstrieb beherrscht ihn vollkommen. Zwei Wege zur Rettung aus der Gefahr stehen ihm offen: die Flucht oder der Ansturm nach vorn. Also, vorwärts! Aber so klein auch der Zwischenraum zwischen unserm Aufspringen und dem Einhauen — der Selbsterhaltungstrieb zeigt sich auch hier wieder. Wir stürmen vorwärts, aber — die meisten von uns mit einiger Vorsicht, mit einem Hintergedanken, sie lassen die Eifrigen, die Unerfahrenden vor . . . und unsere Reihen ziehen sich immer weiter auseinander, je näher wir an den Feind kommen.“ Und an einer andern Stelle: „Die Zahl derjenigen, die sich beim Sturmangriff absichtlich niederwerfen und sich, eine Art Deserteure, verwundet stellen, ist außerordentlich groß. Mindestens die Hälfte der Leute fällt, manchmal mehr als die Hälfte. Bei Bagram wurden 22 000 Mann gegen eine Position vorgeführt, 5000 kamen dort an. Waren die fehlenden 17 000 kampfunfähig? Keineswegs, höchstens ein Drittel von ihnen war verletzt. Wo stecten also die andern 12 000? Sie hatten sich unterwegs hingeworfen und Tote „markiert“, um nicht den ganzen Sturmangriff mitmachen zu müssen.“ Uebrigens haben die 5000 die bestürmte Stellung genommen; auf der andern Seite standen nämlich auch — nur Menschen. Wäre der kriegerische Mut so verbreitet und so selbstverständlich wie man nach dem Phrasengehämmer der Kriegervereine annehmen sollte, dann müßten die Bajonettkämpfe viel zahlreicher und viel blutiger sein als die Kriegsgegeschichte zu melden weiß. Schon Clausewitz, der größte Kriegstheoretiker, den Deutschland hervorgebracht hat, schätzte den tatsächlichen Effekt der blanken Waffe fast gleich Null. Der französische Arzt Chenu hat in dem französischen Feldzuge in Italien 1859 die Wunden der Verwundeten klassifiziert: die Zahl der durch Säbel und Bajonett Verletzten war verschwindend gering. Handgemenge kommen vor, sind aber bei weitem nicht so häufig wie man gemeinhin annimmt. Auch im Altertum war nicht sowohl die persönliche Tapferkeit und die Kraft des Einzelkriegers im Handgemenge ausschlaggebend als die taktische Kunst der Leitung, die durch geschickte Umgehungsmanöver eine Panik beim Gegner hervorzurufen suchte, die dann die Schlacht in ein einfaches Gemetzel (caedes) ausarten ließ. Nur so sind die oft überraschend hohen Verlustziffern einzelner Parteien in den Schlachten des Altertums erklärlich.

Die Beispiele, die Ardant du Picq beibringt, möchten deutsche „Patrioten“ vielleicht damit abzuthun suchen, daß sie sagen: „Ja, das waren eben Franzosen!“ Dagegen möchten wir aber auf die Erfahrungen verweisen, die Prinz Krassky zu Hohenlohe in seinem Buche über die Infanterie angemerkt hat: der Selbsterhaltungstrieb ist eine allgemein menschliche Eigenschaft und äußert sich bei Angehörigen der verschiedenen Nationen unter gleichen Umständen im allgemeinen gleich. Aber da die Umstände natürlich nur selten gleich sind, so wechselt das Bild fortwährend. Die Spanier haben ein gutes Wort geprägt: „Fener war ein Feld an jenem Tage.“ d. h. mit dem Heldeumute und dem Heldentume ist es nicht immer gleich. General Trochu, der Verteidiger von Paris, hat lehrwürdige Erinnerungen an den Krieg geschrieben und auch gerade auf diesen Punkt aufmerksam gemacht: fogenannte „forsche Kerls“ verloren im Feuer die Haltung, spielten die Drückerberger und eilten zu Duzenden zu den verwundeten Offizieren, um sie zur Ambulanz zurückzuschaffen, mit andern Worten, um sich selbst in Sicherheit zu bringen; „schlappe Kerls“ dagegen, die im Frieden über die Kasse angesehen worden waren, entwickelten eine bemerkenswerte Bravour und stürmten vorwärts. Waren sie tapfer? Oder waren sie nur besinnungslos? Wer kann das sagen! Die große Masse ließ sich bald einmal zu einem Wagemut vorreihen, bald floh sie in wilder Panik. Der Zufall treibt ein tolles Spiel; der Soldat tappt während der Schlacht wie im Dunkeln, nicht einmal seine Offiziere bis zu den Generälen hinauf können den Stand der Dinge übersehen. Wer schließlich den Rücken des Feindes gesehen hat, ist „tapfer“, wer das Feld räumt, ist „seige“. Der Erfolg bestimmt diese Werturteile, die dann wieder korrigiert werden durch das Bestreben des Siegers, den Feind als bedeutend und tapfer erscheinen zu lassen, um dem eignen Siege eine höhere Bedeutung zu geben. In den ungeheuren Massen der modernen Heere geht die Individualität spurlos unter und die Masse hat eine andre Psychologie als der Einzelne. Und morgen wird sie eine andre haben als gestern und heute. —

Aus dem Tierleben.

— Ueber eine Maßnahme, um das Auftreten des Erbsenkäfers zu verhindern, teilt Ed. Frihe in der „Illustrierten Landwirtschaftlichen Zeitung“ folgendes mit: „Der Unterzeichnete baute auf einem Rittergute der Provinz Sachsen in der Muldenaue während etwa 15 Jahren jedes Jahr 25 Morgen Viktoria-Erbisen. Da der Boden wegen Tomuntergrund schwierig zu bearbeiten war, so wurden die Erbsen stets erst Ende April bis 1. Mai bestellt. Die Erträge waren wechselnd, aber niemals hatte ich Schaden durch den Käfer, er existierte gar nicht. Nachdem ich so etwa acht Jahre lang die Erbsen immer erst in den letzten Apriltagen bestellt hatte, trat ein sehr günstiges Frühjahr ein; das für die Erbsen bestimmte Stück war trotz verbreiteten Schafblüters schon Ende März so abgetrocknet, daß ich denselben unterpflügen und sofort die Erbsen drücken konnte, also 4 bis 5 Wochen früher als sonst. Ein Nachbar von mir, Pächter eines größeren Rittergutes, und einer der

tüchtigsten Landwirte, die mir in meiner 30jährigen Praxis bekannt geworden sind, warnte mich vor dieser frühzeitigen Erbsenbestellung, indem er mir sagte: „Sie werden die ganze Ernte durch den Käfer einbüßen!“ Es schien mir aber unglaublich, daß die frühzeitige Bestellung dies verursachen sollte, und ich bestellte nun erst recht die Erbsen, ich hielt die Sache für ganz unmöglich. Die Erbsen gingen sehr gut auf, wuchsen ohne Stillstand kräftig weiter, blühten gut und setzten ausgezeichnet an. Die reifen Erbsen hatten wohl jede einen dunklen Fleck; als sie gedroschen wurden, waren sie unverkäuflich, in jeder sah der Erbsenkäfer! Da man damals, Anfang der achtziger Jahre, noch wenig über die Tötung des Käfers bezw. Entfernung desselben wußte, so verflüchtete ich die ganze Ernte an die Lämmer. Während der nächsten sieben Jahre bestellte ich die Erbsen wieder erst Ende April und habe nie wieder den Käfer gehabt. Die Ernte fand stets nach drei Monaten statt. Ich erkläre mir dies folgendermaßen: In der Muldenaue waren damals viele alte Dämme von früheren veralteten Eindeichungen der Mulde; auf diesen, die als Grasnutzung dienten, wuchsen viel Vogelwiden und ähnliche, diese waren wohl die Brutstätten des Käfers. Wurden die Erbsen nun Ende April erst bestellt, so war, wenn dieselben blühten, die Eierlegungsperiode des Käfers vorüber und er konnte nur die wilden Widen, die früher blühten, mit seinen Eiern versehen. Ich vermied in den späteren Jahren die frühzeitige Bestellzeit und habe in diesen sieben Jahren niemals wieder den geringsten Schaden durch den Käfer gehabt.“ —

Humoristisches.

— Aus einem Briefe an eine Redaktion. . . . und so hoffe ich, daß Sie meine Beiträge acceptieren werden. Hochachtungsvoll Karl Mayer, Dichter. (Mit einigen bescheidenen Anlagen.) —

— Das unterbrochene Wiegenliedchen. Vater (singend): „Schlaf, Kindlein, schlaf, Dein Vater —“ Mutter (hinzukommend): „— ist ein Schaf! Da schau nur, wie Du 's Kind hältst!“ —

— Der verschämte Meggerssohn. „Ihr Vater ist wohl Megger?“ „Nein, er schlächtet nur dann und wann zu seinem Vergnügen!“ —

— Verwickelte Sache. Bäuerin: „Mei Mann soll g'ei' heim femma.“ Wirt: „Dös is net so einfach . . . eben wird g'rauft, un' er liegt ganz z'unterst!“ — („Meggenborfer Blätter.“)

Notizen.

— Bayerleins „Zapfenstreich“ wandert, sobald das Gessing-Theater von Brahm übernommen ist, nach dem Berliner Theater. —

— Gustav Wieds neue Komödie „Die Abrechnung“ fiel bei der Erstaufführung im Kopenhagener Hoftheater durch. —

— Goethes „Iphigenie auf Tauris“ erzielte, in der Uebersetzung von Hadjopoulos, im Hoftheater zu Athen einen starken Erfolg. —

— Ahtzehn hervorragende dänische Künstler sind eingeladen worden, an der diesjährigen Berliner Secessionsausstellung teilzunehmen. —

— Zweine neue Sonnenflecke sind, nach der „Frankfurter Zeitung“, am 10. April, mittags, in der Nähe des südöstlichen Sonnenandes beobachtet worden. Ihre schwarzen Kerne (Schlingen) sind so groß, daß sie bequem ein Paar Erdkugeln verschlingen könnten. Die Flecke sind an Größe denen gleich, die am 31. Oktober vorigen Jahres die heftigen Störungen im internationalen Telegraphen-Vertrieb verursachten und merkwürdigerweise gleichen sie ihnen auch auffallend in der ganzen Konfiguration. Ob sie auch in der heliographischen Lage mit ihnen übereinstimmen (16 Grad Breite 31 Grad Länge), ist noch nicht berechnet, doch ist es möglich, da seitdem gerade sechs synodische Rotationen der Sonne verfloßen sind. —

— Die ersten Kiebißeier sind in diesem Jahre am 25. März auf den Berliner Markt gekommen. Das Stück kostete 1,80 M. Heute wird das Ei mit 15 Pf. bezahlt. —

— Rätselhafte Inschrift. Wie die „Neue Zürcher Zeitung“ mitteilt, benachrichtigte ein Italiener eine Familie in Basel über seine Ankunft mit folgendem Kärtchen: C . . . li 20 Genajo. Her Frau S. Ih et andre man coma in Basel. oit 5 Februar. Saga. Sini Zimer. oba frei oder nit. C . . . nit coma. Fil Saluti a Cans Familia. Macansi pet parat. Ih pini oom gratt. Adie. S. Bei einigem Nachdenken wird man bald herausfinden, worauf es dem Briefschreiber ankommt. Schwierigkeiten könnte allenfalls der Satz verursachen: „Macansi pet parat“ („Machen Sie Bett bereit“) und „Ih pini oom gratt“ („Ich bin gekommen grad“). —